

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Wagner, Friedrich Wilhelm: Schreckenstage der Deutschen im roten  
Madrid. Erlebnisbericht

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

So was hat hier zu Land noch keiner  
gesehn!

Läßt sie's gewähren, oder hat sie's ge-  
wollt?

Sie nickt, sie lächelt und nickt. Es ist  
etwas über sie gekommen, das sie selber  
nicht begreift.

Halb scheu, halb lüstern drängen die  
Leute in den Hof und gucken in den Ofen  
und tasten hinein und nehmen sich solch  
ein Wunderzeug, erst nur zum Anschau'n,  
dann zum Betasten und, weil sie doch  
nicht, immer bloß nickt, und der Gendarm  
schnurrbartwirbelnd dabei steht, schließ-  
lich zum Haben. Sie heben's auf, jeder  
eins, damit nichts brankömmt, wenn  
Pöttmakers Adam einst vielleicht doch  
wiederkehrt . . .

Er ist nicht wiedergekehrt, vielleicht ist  
er nicht einmal fortgegangen. Daß er  
gestorben sei, verunglückt, darüber hab ich  
nichts gehört. Sie zuden die Achseln, als

wollten sie sagen: „Gott weest, well't  
weest; id weest nich. Use Herrgott . . .“  
Den Rest überlassen sie dir.

Und wie er das zustande gebracht, der  
alte Pöttmakers Adam, was er da zu-  
sammengedreht und geschnörkelt, gemalt  
und gebrannt, der Gotts Handwerks-  
helfer war sein Leben lang, darüber  
schütteln sie den Kopf. Das sei schon  
Kunst, sagen sie, Leute, die es wissen  
müßten. Aber das sagen sie ja leicht,  
wenn es einer nicht mehr hört.

Ich denke mir, einmal bricht's doch auf,  
wenn einer lebenslang Töpfe dreht, immer  
einen wie den andern, schön brav, schön  
brav, und viel schöner Zeug im Kopf hat.  
Einmal wird das Kind, das in uns allen  
irgendwie tot ist, wieder lebendig und  
holt all die Spiele nach, die man ihm  
einst zerbrochen hat. Dann ist Kunst und  
Kinderspiel freilich schlecht zu unter-  
scheiden.



Ein Erlebnisbericht von W. F. Wagner.

**M**itte Juli 1936. Über der spanischen  
Hauptstadt brütete jene kastilische  
Sommerjonne, welche die Menschen hin-  
auszutreiben pflegt aus dem beengenden  
Häusermeer, hinaus in das Gebirge oder  
an das Meer. Aber in diesem Jahr schien  
es, als könnte sich niemand aufraffen zur  
Fahrt in die sommerliche Freiheit. Nach-  
richten aus den Provinzen ließen ahnen,  
daß es zu gären begann. Man erfuhr,  
daß bewaffnete Horden Autofahrer an-  
hielten und einen „Zuschuß für die Er-  
werbslosenkasse“ verlangten; daß die  
Streiks sich häuften und mit verschärfter  
Rücksichtslosigkeit erzwungen wurden.  
Nicht nur klimatisch, sondern auch poli-  
tisch lag eine schier unerträgliche Schwüle

über dem ganzen Land und jeder wartete  
mit angespannten Nerven auf das Ge-  
witter, das losbrechen mußte, weil die  
Befehle der Natur es erheischen.

Am 13. Juli war im hemmungslos  
gewordenen politischen Kampf einer der  
größten Spanier in der Nacht aus seiner  
Wohnung herausgezungen und ermor-  
det worden: Calvo Sotelo, ein Mann,  
der während der Diktatur des Generals  
Primo de Rivera als jüngster Finanz-  
minister Europas den Staatshaushalt in  
bester Ordnung gehalten hatte. Seine  
Entschlossenheit im Kampf gegen den auf-  
keimenden Bolschewismus brachte ihm nun  
den Tod. Spanien war an manches ge-  
wöhnt worden in diesen letzten Jahren,

aber nach diesem Mord an einem der Besten ahnte jeder, der noch gesund empfinden konnte, die schicksalschwere Frage der Stunde: Entweder es standen noch einmal Männer auf, welche die wertvollen Kräfte des Volkes zu sammeln und in geschichtliche Tat umzugestalten vermochten oder es war mit Spanien als einer Nation vorbei.

Am Samstag, den 18. Juli, kamen wir wieder einmal zusammen, Kameraden der Deutschen Arbeitsfront, um hinauszufahren in das braungebrannte Land zum Segelflug. Da brachte einer nach dem andern einen Fehlen Nachricht mit: Zugverbindungen unterbrochen, Ferngespräche unmöglich; irgendwo drunten im Süden sollte ein Aufstand losgebrochen sein.

Abends erschollen in Madrid die ersten Schüsse. Am Sonntag standen in den Straßen Posten der roten Gliederungen, vorwiegend vor den Kirchen, die Vorübergehende nach Waffen untersuchten. Am Montag aber weckte uns Kanonendonner, und Flugzeuge warfen einige Bomben ab. Denn auch die Besatzung der Montanakaferne hatte sich dem Aufstand angeschlossen. Doch schon nach wenigen Stunden verstummte das Feuer. Die Kaserne war von regierungstreuen Polizeitruppen und fanatischen Milizen umzingelt worden. Die Eingeschlossenen hielten die weiße Flagge nach einem Verlust von mehreren hundert Offizieren und Phalangisten.

Von diesem Augenblick an beherrschten die roten Machthaber die Stadt. An allen Ecken standen gutbewaffnete Wachen, auch Mädchen und Frauen, die Ausweise verlangten und nach Waffen abtasteten. Die Milizen beschlagnahmten die Kraftwagen Madrids, im Ganzen über 30 000. In wahnsinniger Fahrt rasten die Wagen durch die Straßen, mit sechs, sieben, acht Insassen, junge Burschen und fanatische Weiber, die ihre Waffen gegen die Vorübergehenden richteten, um sie von vornherein in Schach zu halten und den Bolschewistengruß zu erzwingen, oder sie zielten gegen die Häuser, deren Fenster geschlossen, die Läden aber geöffnet sein

mußten. Denn anfangs gab es noch Anhänger der Rechtsparteien, die von den Dächern oder hohen Stockwerken schossen. Bald allerdings war das Suchen nach solchen Dachschützen ein erwünschter Vorwand, um Hausdurchsuchungen vorzunehmen und diejenigen Leute zu erschließen, die den Roten von vornherein ein Dorn im Auge waren.

In jenen Tagen wurde planlos und toll geschossen, so, als wollten die Leute irgendwie ihrem aufgespeicherten Fanatismus oder ihrer Nervosität Luft machen, oder als wollten sie sich selbst überzeugen von ihrem Mut. Oft mußte man sich an die Häuserfront drücken oder in der Straßenbahn auf den Boden werfen. Manch einer von den roten Waffenträgern beförderte sich selbst oder eigene Kameraden durch leichtfertiges Handhaben der Waffen in den Tod.

Vor den Fenstern erschienen fast überall republikanische oder noch mehr rote Fahnen als Zeichen der Friedfertigkeit. Die ausländischen Staatsangehörigen trugen Armbinden mit den Farben ihres Landes zum Schutz; unser Hakenkreuz hätte allerdings als schärfste Herausforderung gegolten. Denn immer wieder zeigte es sich, daß der Kampf der Roten weniger gegen andere politische Parteien, als gegen den Sammelbegriff Faschismus ging. Der aber war meistens dargestellt mit dem Zeichen des Hakenkreuzes.

Die großen Hotels wurden beschlagnahmt und in Hospitäler umgewandelt. In den Häusern der Rechtsparteien, in Privatpalästen und in den Casinos sah man jetzt die Milizsoldaten hausen. Wo sonst die Aristokraten sorgenlose Stunden verbrachten, sah man jetzt die Milizsoldaten liegen, die Knarre auf den Knien, im Vollbewußtsein ihrer Macht. Sie waren die Herren geworden und konnten sich in Speisewirtschaften und Kaffeehäusern, Tabakläden und Nahrungsmittelgeschäften geben lassen, was sie brauchten und auch manches darüber; denn die locker sitzende Pistole machte den Bolschewistengruß zu einer nie zurückgewiesenen Zahlungsart. Der Besitzer

einer deutschen Speisewirtschaft schloß seinen Betrieb entgegen allen Verfügungen, weil mittags und abends je achtzig von den Milizen gutes Essen, dazu Bier, nachher noch Wein verlangten, mit der einzigen Bezahlung: „Salud, camarada!“, d. h. „Heil, Kamerad!“

Auf all den beschlagnahmten Gebäuden, sogar auf dem früheren Königsschloß, dem jetzigen Sitz des Staatspräsidenten, flatterte die rote Fahne als Zeichen des Triumphes und gleichzeitig als Aufforderung an die Milizen, die nun übernommenen Gebäude zu schonen.

Die Macht entglitt sichtbar der republikanischen Regierung und ging immer weiter nach links zu den sozialistischen, kommunistischen und anarchistischen Gliederungen. In den Städten und Dörfern aber, wo der Bolschewismus sich austoben konnte, begann jenes Wüten, Brennen, Morden und Schänden, das die schlimmsten Zeiten des Mittelalters übertreffen zu wollen schien. Alles wurde in den Schmutz gezogen, was mit Gottglaube, Vaterland, Tradition zusammenhing. Grauensvoll zeichnete sich der Weg der jüdisch-bolschewistischen Weltrevolution.

Lähmend legten sich über Madrid zwei Schreckensbegriffe: „Cárcel Modelo“ und „Casa del Campo“. Das eine ist jenes Mustergefängnis, in das hineingebracht zu werden nun fast gleichbedeutend war mit dem Tod; über dem zweiten aber, jenem schier endlosen Park und Jagdgelände des früheren Königshauses verbreitete sich der süßliche Geruch verwesender Körper nach den Massenhinrichtungen. Bald wußte fast jeder nationalgesinnte Spanier aus seiner Verwandtschaft irgendeinen Verlust zu berichten.

Am selben Montag, an dem durch den Sieg über die nationalen Aufständischen in Madrid die Macht an die Linksradikalen übergegangen war, wurden im Deutschen Heim 15 Kameraden verhaftet und in das Gefängnis gebracht und am gleichen Tage mußten die ersten deutschen Familien in der Botschaft Zuflucht suchen, denen man gesagt hatte: „Wenn in dieser Straße noch einmal geschossen wird, dann ist es mit

euch vorbei!“ Die Zahl der Verhaftungen von deutschen Volksgenossen stieg in wenigen Wochen auf 45, von welchen einige erst nach energischen Schritten der deutschen Regierung freigelassen wurden.

Vom ersten Tag des Bürgerkrieges an wurde in der Botschaft durch die Partei ein umfassender Hilfsdienst eingerichtet. Matratzen, Decken, Liegestühle, Lebensmittel wurden beige schleppt; Wasser wurde in jedem verfügbaren Behälter gesammelt, Filtrieranlagen angelegt. Zuverlässige Kameraden wurden für den Fall eines Angriffes eingereiht in einen Verteidigungsplan. Verpflegungs-, Gesundheits-, Wach- und Autodienste sorgten für eine umfassende Betreuung. Denn 500, 600, ja noch mehr Menschen wurden dort im Botschaftsgebäude, in der Deutschen Kirche, im Pfarrhaus, ja sogar im kleinen Park, in Autos und Zelten untergebracht und gemeinsam gepflegt. Pässe, Schutzscheine für Wohnungen und Wagen wurden ausgestellt und regelmäßig erhielten all die 2500 Volksgenossen der Madrider Deutschen Kolonie Verhaltensmaßregeln, Schutz und Hilfe.

Dorthin kamen all die Volksgenossen mit ihren Sorgen, Fragen, Berichten, die nur allzuoft ein Spiegelbild des hemmungslosen Vernichtungskampfes boten.

Ein Volksgenosse schilderte die Kaltblütigkeit, mit der vor ihm ein angeblicher Dachschuß niedergeknallt wurde, ein anderer erlebte, wie im Zug ein Priester in Zivilkleidung entdedt, hinausgezerrt und von einer jungen Kommunistin erschossen wurde. Eine deutsche Kindererzieherin berichtete weinend, daß die ganze Wohnung ausgeplündert, die spanische Familie verschwunden, der Hausherr erschossen war, wieder eine andere kam mit gebrochener Gesundheit, weil sie die Bilder des Grauens aus einer kleinen Stadt nicht mehr vergessen konnte, wo Klosterinsassen wie tolle Hunde niedergeknallt wurden. Ein junger Deutscher hatte mit angesehen, wie ein junges — doch sagen wir nicht Weib, eine Negäre, einem am Boden liegenden Verletzten die spitzen Absätze in den Augenhöhlen herumdrehte. Ein Volks-

genosse wollte solchen Berichten keinen rechten Glauben schenken, bis er selbst stundenlang vor seiner Wohnung einen jungen Spanier liegen sah mit zwei Schüssen im Hals, vor allem aber eine Menschenmenge darum, vorwiegend wieder Weiber, die ihre Glossen machte. Oder ein anderer überzeugte sich, als er sah, wie ein Kind mit einem Rützenschuss zusammenbrach; wieder einer, als er erlebte, daß die Bäckersfrau unten im Hause Bescheid erhielt, sie könne ihren vorhin verhafteten Mann in einer der nächsten Straßen zusammenlesen. Andere glaubten auch eher den Milizsoldaten selbst, wenn sie rühmend berichteten, daß ein Gefangenentransport von 250 Leuten kurz vor Madrid mit Hilfe von Maschinengewehren „in vorbildlicher Weise“ erledigt worden war, oder wenn andere Verteidiger des bolschewistischen Kulturgutes sich mit vorgenommenen oder noch vorzunehmenden Hausdurchsuchungen brüsteten, die sich nicht zuletzt deshalb lohnten, weil hübsche Frauen zu finden waren; dann aber bezwang die Gier ihren Haß gegen das Bürgertum.

Aus Barcelona kam schon in der ersten Woche die Nachricht: Deutsche Schule, Deutsches Haus, deutsche Wohnungen ausgeplündert, nicht zuletzt unter Führung von Emigranten; aus Reinosá: Ein Deutscher schwer verletzt, sein neunjähriges Kind tot, weil sie sich am Fenster gezeigt hatten; als Erschütterndstes aber die Nachricht: In der Nähe von Barcelona vier Kameraden, Abgeordnete zu einem Freizeittkongreß, als angebliche Spione ohne weiteres an die Wand gestellt und erschossen.

Verhaftungen, Hausuntersuchungen, bei welchen es an Schmähungen und Drohungen nicht fehlte, Anpöbelungen, Notrufe von Gefährdeten gaben immer wieder

Anlaß zur angestrengtesten Tätigkeit. Gegenüber all diesen Bildern vom Wüten des Untermenschentums haften zwei unvergeßliche Eindrücke im Gedächtnis: Die Nachricht in Stunden der Gefahr, aber auch des unerschütterlichen Glaubens, daß Kriegsschiffe zum Schutz der Deutschen unterwegs waren, und jene andere, daß drunten von Olympia eine Fadel des Friedens hinaufgetragen wurde nach Berlin, wo die herrlichen Olympischen Spiele beginnen sollten, während rings um uns der Brand des Bürgerkrieges, die Pest des Bolschewismus gierig Opfer suchte.

Nach vierzehn Tagen des Aussharrens kam der Befehl: Alle Deutschen in die Heimat. Da wurden in der denkbar besten Ordnung die 2500 Volksgenossen der Madrider Kolonie nach und nach in Sicherheit gebracht. Vorbildlich bewährten sich die Deutsche Luft Hansa und die deutsche Flotte, die schon so viele Schicksalsgefährten aus anderen bedrohten Städten gerettet hatten.

Wochen der Kameradschaft und der Einsatzbereitschaft erlebten wir dort auf deutschem Boden mitten im aufgewühlten Land, Wochen, die keiner vermissen möchte, der das Glück hatte, mit dabei zu sein. Drei Männer erwarben sich besondere Verdienste: Der Geschäftsträger der aufregenden ersten Wochen, Gesandtschaftsrat Dr. Schwendemann, ein Lehrer; der Kreisleiter der NSDAP., Adolf Buz aus Biberach im Kinzigtal, und Billy Schulz, der Leiter der Deutschen Schule.

Die Sprache hat kaum Ausdrucksvermögen genug, um das zu schildern, was all die Deutschen bei der Ankunft in der Heimat empfanden, die nur das hatten mitnehmen können, was sie selbst zu tragen vermochten, dafür aber ein Herz voller Sorgen. Sie alle, die teilweise noch das

Wer sein Volk liebt, beweist es einzig durch die Opfer, die er für dieses zu bringen bereit ist.

ADOLF HITLER

Bild des zerrissenen Deutschland früherer Jahre vor Augen hatten, erlebten plötzlich, was es heißt, der Deutschen Volksgemeinschaft anzugehören. Denn allen wurde geholfen. Als sie in Städten und Dörfern den Frieden sahen, als niemand mehr sie belästigte, als sie da oder dort erlebten, daß jeder Deutsche seinen be-

stimmten Platz im großen Aufbau der Nation erhielt, als sie die Gliederungen der Hitler-Jugend, des Arbeitsheeres, der Politischen Leiter, der Wehrmacht sahen, da empfanden sie aus Ueberzeugung Dank für das Schicksal, das uns Adolf Hitler gab und Dank für den Mann, der Deutschland das Schicksal Spaniens ersparte.

## Der Pfingstochs von Niedertupfing

Eine heitere Bauerngeschichte von Gutta Wilfing

So ein Brauch wie der mit dem Pfingstochsenumtrieb hat auch seine Schattenseiten. Es gibt Jahr', wo der Nachwuchs unter den Ochsen gar nichts Rechtes heißen will. Das stellte sich auch in diesem Jahr heraus, wo man sich durchaus nicht schlüssig werden konnte, welchem Niedertupfing Rindvieh die Ehre widerfahren sollte, als sogenannter Pfingstochs geschlachtet zu werden.

Im Nebenzimmer vom Sternwirt, wo die „Ochsenziehung“ vonstatten ging, hatte die Unterhaltung allgemach einen recht lebhaften Charakter angenommen. Jeder Niedertupfing behauptete, unter seinem Viehstand mindestens einen kapitalen Ochsen zu besitzen, der alle Qualitäten zum Pfingstochsen aufzuweisen hätte, aber keine dieser Behauptungen blieb lange unwiderrprochen; der Sternwirt, Xaver Birnmoser, zugleich Bürgermeister von Niedertupfing und Fleischhader in einer Person, erklärte, auf den uralten Brauch lieber ganz zu verzichten, als sich mit einem Tier zu blamieren, das nicht ausgesucht lange Hörner, eine extrabreite Brust und besonders stämmige Knochen habe. — „Halt aus“, schrie er plötzlich, „i bsorg enk an Ochsen, der si seg'n lass'n kann.“ — „An ortsfremden Ochsen willst importieren?“ grollten die Niedertupfing. — „Fremd oder bekennst is oan Ding“, meinte der Birnmoser, „bals nur a richtiger Pfingstochs werd.“ Und dabei blieb er.

„Wasstl“, sagte der Birnmoser an

Abend zu seinem Einzigen, „daß d' es nur woast, morgen fahrst in die Ramsau. Dorten haust die ehr- und tugendsame Jungfrau Anastasia Knöpfelbacher, genannt die Racherlbäuerin, auf ihrn mords-trunggroßen Anwesen. Die Racherlbäuerin hat das best Viechzeug weitum, dafür is bekannt. Du laßt dich durch ihre Stallungen fährn, sagst, du möchst an Ochsen kaufen und suachst den schönsten aus. Dös werd heuer inser Niedertupfing Pfingstochs.“ — „Bal aber die Racherlbäuerin z' teuer is mit'n Ochsen?“ — „Ah beilei.“ Der Birnmoser schnippte mit dem Finger und zwinkerte pfiffig. „Muast ihr halt um an Bart gehn, Wasstl. Bal unseroans an Weiberts schön tuat, gibt's alls halbert gschenkt her, bloß schlauch anstellen muast ma's.“ — „Zwegen was fahrst denn nacha nôt du zur Racherlbäuerin, Vater?“ frug der Wasstl mißtrauisch. — „Ja, i?“ Der Birnmoser kratzte sich hinterm Ohr. „Siagst, Wasstl, i und die Racherlbäuerin warn vor a fünfazwanz'g Jahrln schon halbert im Verspruch. Aber nachher hab i bei Muatta selig, was dortmals a saubers Leut war, kenna glernt und die Knöpfelbacherin, weil's mir z'weng Holz bei der Hütt'n\* g'habt hat, siben lass'n. Seit dera Zeit hat's an Grant auf mi. Runnt sein, sie stülpert mir an Millikübel über'n Kopf, bal i selber daherkam. Na, na, fahrn muast schon du, anderst kriag'n mir den Ochsen nôt.“

\* Umschreibung für Magerkeit.